

## Szenische Lesung: Meine Geschichte

Ein Text von Maria Tramountani und Konstantinos Kosmidis  
im Rahmen der Jubiläumsfeier 10 Jahre Kalimera e. V.  
am 31.01.2020 im Stuttgarter Rathaus

**Maria:** Hallo, ich heiße Maria.

**Kosta:** Hallo, ich bin Kosta. Weißt du, ich stolpere immer wieder über eine ganz komische Frage, die ich dir jetzt stelle: Woher kommst eigentlich?

**Maria:** Möchtest du die kurze oder die lange Antwort? Die für griechische Opas oder die für deutsche Omas? Die für Partys, die für Zollbeamte? Oder die, die ich gebe, wenn ich von dieser Frage wirklich genervt bin?

**Kosta:** Wie würdest du die Frage denn gern beantworten?

**Maria:** Ich komme aus Stuttgart.

**Kosta:** Okay, wir brauchen heute Abend, glaube ich, noch ein bisschen mehr.

**Maria:** Wie genau stellst du dir das denn vor?

**Kosta:** Naja so: Es war keine Selbstverständlichkeit, dass meine Eltern nach Deutschland kamen. Eigentlich komme ich aus einer Familie mit antifaschistisch-kommunistischer Prägung. Mein Großonkel hatte den Beinamen „Deutschenmörder“, weil er besonders viele deutsche Soldaten im Zweiten Weltkrieg umbrachte. Entsprechend war die Familie ziemlich rot, was bei weitem nicht bedeutete, dass alle Kommunisten waren. Mein Vater beispielsweise war glühender Anhänger der Sozialdemokratie. So sehr, dass er auch Parteimitglied war und mir in meiner Kindheit mit feuchten Augen immer wieder Reden von Georgios Papandreou (der Alte) vorspielte und mir stolz erzählte, wie toll der Wahlsieg 1963 war.

Eines verregneten Dezembertages, es hatte gefühlt schon seit drei Tagen durchgeregnet, fragte ich meinen Vater: „Sag mal, warum bist du eigentlich ausgerechnet hierher nach Deutschland gekommen?“ Ich war damals 18 und in der Oberstufe. Mein Vater erzählte mir, dass bei seiner erzwungenen Auswanderung 1969, als viele seiner Parteigenossen hinter Gittern waren, er am liebsten nach Australien wollte. Weit weg von diesem Europa der Kriege,

der Blockkonfrontation und des nationalistischen Elends. Ich war sauer. Denn ich war der Überzeugung aus mir wäre ein toller Australier geworden! Surfen, Strand, bestes Wetter, Barbecues hätten mir gut gestanden. Aber fernab vom Klischee war Australien für meinen Vater doch zu unsicher. Er kannte die Sprache und Kultur nicht, noch sonst jemanden aus dem Bekannten- oder Verwandtenkreis, der dorthin ist. Favorit Nr. 2 war Schweden, Paradies der Sozialdemokratie. Viele Verwandte waren dort. Aber das Wetter war dort noch mieser als in Deutschland. Favorit Nr. 3: Der Nachbar Jugoslawien, damals noch wirtschaftlich stärker als Griechenland. Ein Land, das seinen eigenen Weg zum Sozialismus beschritt. Bewundernswert für meinen Vater, aber zum Glück ist er nicht dort hin, denn später ging es ziemlich bergab, auch wenn mein Vater noch bis zum Urlaub 1990 leidenschaftlich gern mit dem Auto durch das Land fuhr. Letzter in der Liste: Deutschland, das Land der Besatzer, der Nazis, die Verderben übers Land gebracht haben. Das Land der starken Wirtschaft, der Industrie und das Land, in dem zwei Schwestern von ihm wohnten, die ihn mit einem Arbeitsvertrag von Bosch freudig empfangen konnten. Das konnten die anderen Kandidaten nicht bieten. Er wollte niemandem auf die Tasche fallen und kam deswegen nach Deutschland.

Mein Vater sollte ein wahrer Preuße werden. Sein Ruf als Deutscher in der Nachbarschaft in Griechenland war unterlegt mit Disziplin, Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, Direktheit und Fleiß. In der Hinsicht passte Deutschland perfekt zu ihm. Meine Mutter kam 1974. Mein Vater lernte sie in einem Urlaub kennen und brachte sie mit. Im Gegensatz zu ihm kam sie mit mehr Offenheit nach Deutschland. Ihr Vater war schon mal als Gastarbeiter im Ruhrpott und bescherte seiner Familie bescheidenen Wohlstand. Auch sie ist bis heute noch eingefleischte Deutsche. Wenn sie im Sommer ein Vierteljahr in Griechenland ist, trifft sie dort ihre ehemaligen Arbeitskolleginnen aus ganz Nordgriechenland, vor Korfu bis nach Drama.

**Maria:** Da kommt mir einiges bekannt vor!

Weißt du, es fällt mir wirklich schwer, mir vorzustellen, wie das damals war. Es war einerseits nicht wie bei den Menschen, die heute aus Syrien oder Afghanistan nach Deutschland kommen und nicht wissen, ob sie ihre Heimat jemals wiedersehen werden. Es war aber ja trotzdem nicht ganz freiwillig. Bestimmt fühlte es sich für den jungen Mann, der mein Vater damals war, auch

wie ein Abenteuer an. Aber irgendwann war es ernüchternd. Und hart. Und so ganz anders als zuhause.

Die Frage, wie mein Leben gewesen wäre, wenn meine Eltern niemals Griechenland verlassen hätten, hat mich lange beschäftigt.

Ganz pragmatisch gesehen, ist die Antwort wohl einfach: Es würde mich nicht geben. Meine Eltern lernten sich in Stuttgart kennen. Bei ihren ersten Treffen gingen sie auf dem Killesberg Eis essen, ihren ersten Kuss hatten sie vor dem Max-Kade-Wohnheim.

Aber nochmal auf Anfang: Zwei, drei Jahrzehnte vor diesem ersten Kuss kam mein Vater auf einer kleinen Insel auf die Welt. Die Insel, von der Poseidon die Kämpfe in Troja beobachtete. Ein kleines Paradies mitten in der Ägäis: Samothraki.

Einige Jahre später, mein Vater geht gerade in die zweite oder dritte Klasse, kommt meine Mutter als Tochter von Gastarbeitern mit pontischen Wurzeln in Bad Cannstatt auf die Welt. Sie hat keine sehr behütete Kindheit. Ihre Eltern betreiben eine Gaststätte direkt neben der Wohnung, nachts prügeln sich die Betrunkenen, die kleine Christina hat Angst und kann nicht schlafen. In der Schule läuft es auch nicht gut. Ein ganz besonderer Vollpfosten von einem Lehrer erklärt ihr, dass sie es sowieso zu nichts bringen wird. Sie landet auf der Hauptschule und sackt immer weiter ab. Doch irgendwann packt sie der Ehrgeiz. Auch unterstützt von ihrem großen Bruder, der aus Griechenland kommt und ein Studium an der Uni Stuttgart beginnt. Ihre Noten werden besser, sie schafft den Sprung auf die Realschule, macht die mittlere Reife und beginnt eine Ausbildung als Erzieherin, was sich schnell als ihre große Leidenschaft herausstellt. Sie unternimmt in dieser Zeit möglichst viel mit ihrem Bruder, genießt die Freiheit, die sie mit ihm außerhalb ihres konservativen Elternhauses hat. Und da ist noch Nikos, der beste Freund ihres Bruders.

Nicht lange nach der schicksalhaften Nacht vor dem Max-Kade verloben sich die beiden und heiraten schließlich. Mein Vater, der aufgrund der politischen Lage in Griechenland seine Ausbildung nicht beenden konnte, versucht sich in der Gastronomie, schafft es jedoch nicht, Fuß zu fassen. Schließlich findet er Arbeit in einer Druckerei, wo er zwanzig Jahre lang arbeiten wird. Harte Schichtarbeit, die er heute bei jeder Bewegung spürt.

Meine Mutter bekommt meinen Bruder, wenige Jahre später mich, dann meine beiden kleinen Schwestern. Sie beginnt wieder zu arbeiten, wird schließlich die Leitung der Kernzeitbetreuung in unserer Grundschule. Kinder sind ihr Leben, sie ist Mama und Erzieherin durch und durch. Papa ist in meinen Kindheitserinnerungen nicht sehr präsent. Er muss arbeiten, nach der Nachtschicht schläft er tagsüber, wir Kinder müssen leise sein. Es dauert bis in meine Teenagerjahre, bis mir langsam bewusst wird, was er leistete – für uns. Während es in meiner Kindheit immer wieder hieß „Das kostet zu viel, das können wir nicht kaufen“, verschwindet diese Aussage mit den Jahren komplett aus meinem Leben. Während Mama für uns da war, uns warme Mahlzeiten kochte und Geschichten vor dem Schlafen gehen vorlas, war Papa arbeiten. Damit es uns niemals an irgendetwas mangeln würde.

**Kosta:** Da gibt es ja wirklich einige Gemeinsamkeiten. Dann kennst du wahrscheinlich auch diese eine Gewissheit, dass man irgendwann zurückkehrt?

**Maria:** Ja! Wir hatten sogar noch lange eine Wohnung in Alexandroupoli, die unser Zuhause werden sollte, wenn wir zurückgehen.

**Kosta:** „Wann geht ihr dann zurück?“ ist eine Frage, die ich oft gehört und in der Regel, bis ich erwachsen war, mit „In drei bis vier Jahren“ beantwortet habe. In meiner Familie galt die Rückkehr als unumstößliche Wahrheit, so sicher wie das Wasser nach unten fließt. Ganz so einfach war es dann aber doch nicht. Mein Vater wollte ursprünglich nach dem Ende der Militärdiktatur 1974 zurückkehren. Anstatt dessen kam er mit Ehefrau zurück. Wieso er nach der Demokratisierung Griechenlands nicht zurückgekehrt ist, blieb lange ein Rätsel. Ich schätze, er mochte, das, was er hier hatte, zu sehr. Er war stolzer Arbeiter. Seine Werkbank an der Metallschleifmaschine gehört zu den schmutzigsten Arbeitsplätzen, die ich kannte, voller Öl und Metallstaub. Bei meiner Mutter war es anders, aber ähnlich. Akkord und monotone Arbeit waren ihr Berufsalltag.

Jeder Sommer war vom Bau des ewig fast fertigen Hauses in Griechenland geprägt. Es gab viel zu tun. Und der Urlaub bedeutete vor allem eins: Kilkis. Die Stadt, in der meine Eltern das Haus bauten. Keine der schönen griechischen Städte, weit von Strand und Tourismus. Für mich bedeutete diese Stadt 35 Tage im Jahr vor allem Trübsal, Müßiggang, viel Lesen und Fernsehen. Meine deutschen Freunde verstanden nie, wieso ich blass aus dem Urlaub zurückkam

und mich auf den Schulbeginn freute. Sie kannten Griechenland anders. Geprägt von Inseln, Strand, netten Ausflügen und Essen in Restaurants. Das Schönste am Urlaub war für mich, die Verwandtschaft in den umliegenden Dörfern zu besuchen. Die Natur und die Ursprünglichkeit hatten etwas, was ich in Deutschland stets vermisste. Ich war Stadtkind und fasziniert davon, dass Lebensmittel im Garten wachsen, Kühe und Hühner im Hof stehen und jede Nacht ein wahres Konzert an Tieren und Insekten in der Luft war. Ich dagegen kannte eher die Geräusche des Flughafens und der Autobahn, die mich in den Schlaf wogen. Für mich war immer klar, dass Griechenland nicht meine Heimat ist. Es ist die Heimat meiner Eltern und ich bin nur als Gepäckstück dabei. Mit dies meinen Eltern zu sagen, fand ich erst sehr spät, als mir bei meiner Ehrenrunde bewusst wurde, wie sehr mir Stuttgart und all die Menschen hier am Herz lagen.

Denn mit 19 wurde es ernst, mein Vater bekam Rente und freute sich darauf, die Früchte seiner fast vier Jahrzehnte dauernden Industriearbeit zu genießen. Nach heftigen Konflikten akzeptierten meine Eltern den Entschluss nicht mitzugehen. Im Sommer 2004 blieb ich zurück. Im Herbst 2004 waren sie beide wieder zurück in meiner Studentenbude, meine Mutter ist immer noch dort, zumindest neun Monate im Jahr. Für meine Eltern war beides Heimat. Ich bin froh, dass sie diese Lehre zugelassen haben. Und dankbar, dass ich das habe, was ich hier erleben durfte.

Ich bin ein echter Kosmidis, sagte mir meine Mutter neulich. Ich schlage überall Wurzeln, wo ich gerade bin. Eine Eigenschaft, die für die Menschen aus der Familie meines Vaters essentiell war, sie mussten sich immer wieder mit neuen Heimaten anfreunden. Flucht, Vertreibung und Armut haben die Vergangenheit meiner Familie geprägt. Es gibt etwas in mir, was mich sehr stark an meiner Heimat festhalten lässt. Immer wenn ich verreise, bekomme ich Kopfschmerzen, bin angespannt und froh, wenn ich wieder auf der Rückreise bin. Mein innerer Kompass braucht sein Zentrum, damit er funktioniert und dieses Zentrum ist nun mal Stuttgart.

**Maria:** Ich kann dich gut verstehen.

Ich kann mir auch kaum vorstellen, woanders zu leben. Nach dem Abitur sah es aber noch ganz anders aus. Da wollte ich nur noch weg und was Neues erleben.

Erst nach dem Studium, nach einigen Jahren weit weg, lernte ich Stuttgart wieder besser kennen und lieben.

In meiner Kindheit und Jugend war die Frage nach der Rückkehr aber nicht so präsent wie in deiner. Es war Zuhause kein Thema. Ich bekam nur immer wieder von Klassenkameraden aus der griechischen Schule mit, wie sie nach Griechenland zogen und teilweise nach wenigen Jahren wieder zurückkamen. Wirklich bewusst, dass es die Option der Rückkehr auch für meine Familie gegeben hatte, wurde mir erst, als es sowieso zu spät war. Als meine Eltern unsere Wohnung in Alexandroupoli verkauften. Ich erinnere mich kaum daran, aber das muss hart gewesen sein. Vor allem für meinen Vater.

Unsere Griechenlandsaufenthalte beschränkten sich klassischerweise auf die sechs Wochen Sommerferien. Mit Sack und Pack ging es mit dem Auto über Ex-Jugoslawien bis zu meiner Oma nach Thessaloniki. Nach drei schweißgebadeten Tagen in der Stadt (das war noch pre-Klimaanlage) ging es weiter auf die Insel.

Samothraki – vormittags mit den Dorfkindern auf dem Hof, nachmittags an ruhigen Stränden, die wir bis zum Sonnenuntergang ganz für uns hatten, abends leckeres Essen in der Hafenstadt.

Samothraki – vormittags Langweile auf dem Hof, nachmittags Langweile an ausgestorbenen Stränden, keine Menschenseele weit und breit, abends Langweile, während meine Eltern bis in die Nacht mit alten Freunden Retsina tranken.

Das waren die zwei Urlaubsorte, die ich kennenlernte. Das Paradies während meiner Kindheit, der Albtraum während meiner Jugend. Damals fand ich bei den wenigen Gleichaltrigen keinen Anschluss – ich war scheu und schämte mich meiner Griechischkenntnisse. Stattdessen las ich fünf Wochen lang meine fünf bis sechs Bücher, die ich mitgebracht hatte, so oft, bis ich sie auswendig konnte. Ich konnte es kaum erwarten, wieder nach Hause kommen.

Dass es für meine Eltern nicht so paradiesisch war, wie ich dachte – und wie ich ihnen vorwarf – lernte ich erst später. Meine eigentlich gesellige Mutter war isoliert und konnte keinen Schritt alleine machen, ohne dass es der aktuelle Tratsch des Dorfes wurde. Mein Vater – und hier haben wir wieder Gemeinsamkeiten, Kosta – verbrachte seinen Jahresurlaub damit, meinem Opa mein Renovieren des Hauses, Pflegen des Gartens und beim Umbau der

Dorfkirche zu helfen. Wir waren alle froh, wenn wir wieder Zuhause waren. Heimat ist eine komplizierte Sache.

**Kosta:** Kompliziert trifft es ganz gut. Weißt du, mir sieht man ja Griechenland nicht gleich an. Da habe ich Freunde, die es um einiges schwerer haben. Aber trotzdem bleibe ich nicht von dem zweifelhaften Lob verschont: Du kannst aber gut Deutsch!

**Maria:** Mein absolutes Lieblingskompliment.

**Kosta:** Definitiv ein Klassiker. Auch gut: „Bist du Grieche oder Deutscher?“ Als Kind musste ich manchmal bei der Frage weinen, ich fand sie fies, weil sie gar nicht beantwortbar war. Später wechselte es bei mir, mal Grieche, mal Deutscher, je nachdem was besser passte. In Griechenland war ich aber dank meines Akzents der Deutsche. In Deutschland war dies nicht so einfach. Da bekam ich eher überraschte Reaktionen, wenn ich meinen vielsagenden Vornamen verriet. Dinge wie „Das hätte ich jetzt aber nicht gedacht!“ oder „Du kannst aber gut Deutsch!“ bekam ich zu hören. Ich gehöre zu denen, die eher positive Diskriminierung erlebt haben. Meine Lehrer dachten, ich müsse aufgrund meiner Herkunft immer gut in Mathematik sein, pures Wunschdenken.

Ich bin in einer Stadt aufgewachsen, in der jedes Jahr das Krautfest gefeiert wird. Toll, denn auch ich liebe Sauerkraut. Meine Kindheits-Spielplätze waren die Äcker und Wälder in der Nähe des Flughafens. Der Sonntagsspaziergang mit der Familie meines besten deutschen Freundes gehörte für mich zur Woche, der VfB Stuttgart war mein Lieblingsverein, ich habe Stuttgart nie mehr wie fünf Wochen verlassen. Wenn ich mich bei meinen Kursen als Dozent an der Hochschule vorstelle, pflege ich zu sagen, dass meine Biografie ziemlich langweilig ist: Ich bin in Stuttgart geboren, mein Abi und mein Studium habe ich hier absolviert und arbeite bei der Stuttgarter Stadtverwaltung. Ich glaube nicht ganz zu Unrecht, ich bin ein Stuttgarter Original.

In meiner Familie wird neben Honoratiorenschwäbisch Deutsch, Griechisch und dank meiner Frau Ungarisch gesprochen, meine Kinder wachsen polyglott auf. Auch das gehört zu Stuttgart. Meine Freunde und Bekannte haben Wurzeln auf jedem Kontinent, außer der Antarktis. Dort, wo ich wohne, leben sogar wilde Papageien.

Ich habe Vielfalt immer als etwas überaus Positives empfunden. Auch durch die Geschichten meiner Vorfahren, die an Orten gelebt haben, wo Griechen, Türken, Armenier, Georgier, Russen, Kurden und viele andere vor den großen Kriegen friedlich miteinander zusammenlebten. Zeit ihres Lebens war meine Oma untröstlich, dass sie das multikulturelle Suchumi an der georgischen Schwarzmeerküste durch die Bürgerkriegswirren verlassen musste. Zwei Generationen später darf ich Vielfalt in allen Zügen genießen. Für andere ist das nicht selbstverständlich. Als ich mal in einem meiner Studentenjobs die PISA-Studie in Gammertingen auf der Alb als Testleiter durchführen sollte, saß auf dem Gymnasium eine Klasse ohne Migrationshintergrund vor mir. Die Schüler in der vorderen Reihe bestaunten mich und wollten wissen, ob ich mit Costa Cordalis verwandt bin und wie hart das Leben in Stuttgart so ist. Für sie war es eine Premiere, dass jemand ohne deutschen Pass ihnen zu sagen hatte, was sie tun sollten. Sie blieben sogar nach der Studie mit Fragen so lange an mir kleben, dass ich sie wegscheuchen musste.

Dass viele ihre Schwierigkeiten mit der Vielfalt Deutschlands haben, ist leider schon lange so. Ich kann mich noch gut erinnern, welche Angst in meiner Familie umging, als in Rostock, Mölln und Solingen Unterkünfte brannten und noch schlimmere Dinge passierten. Doch ich war auch Teil davon, als 2015 ein großer Teil unserer Gesellschaft sich dem Faktum der Zuwanderung auf so andere Weise gestellt hat. Für mich ist es ein großes Glück, jeden Tag für diese offene Gesellschaft arbeiten zu dürfen. Ohne meine Wurzeln, die Geschichten und das Bewusstsein darüber wäre ich nie der geworden, der ich bin. Ich bin sehr dankbar für mein Aufwachsen zwischen den Stühlen und den Ländern, was ich nicht als Problem sehe, sondern viel eher als Quelle der Energie und des Verständnisses dafür, was so viele Menschen in unserem Land bewegt.

**Maria:** Zu diesem Schluss bin ich auch gekommen. Aber es war ein langer Weg.

Für mich war die Frage, ob ich Griechin oder Deutsche bin, damals sehr einfach zu beantworten: Ich war Griechin. Während meiner Jugend gewann Griechenland bei der Eurovision, WIR wurden Europameister, die Olympischen Spiele waren in Athen, es war eine gute Zeit, griechisch zu sein.

In der Schule, eine Dorfgymnasium in Remseck, war ich eine der wenigen, die nicht aus dem deutschen Bildungsbürgertum kamen. Aber ich erfuhr nicht die Diskriminierung, mit der sich beispielsweise meine einzige türkeistämmige



Klassenkameradin rumschlagen musste. Ich stritt munter mit meinem Mathelehrer über die richtige Aussprache von griechischen Buchstaben, machte Referate über die Antike und wurde nach Urlaubstipps gefragt. Die wussten ja nicht, dass ich nur Thessaloniki, Samothraki und die Dörfer auf dem Weg dazwischen kannte.

Trotzdem, ich fühlte mich anders. Ich durfte nicht so viel wie andere. Ich ging nicht mit Freunden weg, ich verbrachte den größten Teil meiner Wochenenden mit meiner großen griechischen Familie. Und, und das ist vielleicht der wichtigste Punkt: Zuhause hieß es, wir seien anders. Und wir waren stolz darauf. Je älter ich wurde, desto bewusster wurden mir die gewohnten Alltagsrassismen, die ich in meiner Kindheit nie bemerkt hatte. Und das förderte das Andersfühlen.

Und dann kam die Krise und die goldene Ära der Diaspora-Griechen war vorbei.

Statt entspannte gastfreundliche Südländer waren wir plötzlich „Pleitegriechen“, mussten regelmäßig die politische Situation vor Ort erklären, von der wir selbst nicht den blassesten Schimmer hatten, wurden dafür verantwortlich gemacht und mussten dankbar sein für die Deutschen, die uns und dem Rest Europas den Hintern gerettet hatten. Es wurde mühsam, es wurde nervig und es kollidierte mit meinem Übergang von der Schule zum Studium. Jahre des Selbstsuchens begannen, die mit einer klaren Antwort auf die Frage, was ich denn jetzt sei, endeten: Egal. Wurst. Wen juckt's? Was zur Hölle spielt es überhaupt für eine Rolle? Was ändert das für dich? Oder für mich? Was interessiert es dich überhaupt? Komm, lass uns über etwas Wichtigeres sprechen wie, wie ich zum Nah-Ost-Konflikt stehe, ob ich glaube, dass wir das mit dem Klimawandel irgendwie schaffen, was ich heute Mittag zum Essen hatte, was meine Lieblingsfarbe ist. Alles relevanter als die Frage, welcher Kultur ich mich zugehöriger fühle. Was hörst du denn, wenn ich sage, dass ich Griechin bin? Dass ich einen griechischen Pass habe? Oder eher, dass ich nicht mit Geld umgehen kann? Was hörst du, wenn ich mich als Deutsche bezeichne? Ordnungsliebe? Pünktlichkeit? Die Fähigkeit, Sätze zu schreiben, die über fünf Zeilen gehen?

Ich bin müde. Genau wie du, Kosta, habe ich mein Leben dem Kampf gegen diese Frage verschrieben. Ein Kampf gegen Unwissenheit, Ignoranz, Angst, ein

Kampf gegen Rassismus. Es ist ein mühsamer Kampf, aber wir sind nicht allein. Heute ganz besonders nicht.

**Kosta:** Ich denke immer wieder an einen prophetischen Traum, den ich gestochen scharf in Erinnerung habe. In meinem Traum erschienen mir meine Ahnen und meine Oma sprach zu mir. Sie meinte: „Kosta, mein Leben war sehr hart. Ich komme aus einer Generation des Krieges, der Trauer und des Verlustes. Du dagegen bist ein anderes Wesen, eine andere Generation. Eine Generation der Blüte.“ Mein Lebenssinn bestehe darin, mich frei entfalten zu können. Doch das nicht frei von Verantwortung, denn nach mir soll die Generation der Freiheit das Steuer übernehmen. Nur ich sei aus unserer Ahnenreihe in der Lage, dieser Generation den Weg für ein Leben in Freiheit zu weisen. Meine Oma meinte, sie wird mit Stolz und Neid auf diese Generation blicken, die alles leben darf, wovon sie immer geträumt hat.

In diesem Traum kam etwas nicht zu Sprache, was mich bis heute umtreibt. Wir zwei haben nicht über die Generation dazwischen gesprochen. Die meines mittlerweile verstorbenen Vaters, dem Sohn meiner Oma. Ich habe mich oft gefragt, welchen Namen diese Generation bekommen hätte, wenn meine Oma sich darauf bezogen hätte. Ich musste aber nicht viel Nachdenken, um einen passenden Namen für die Generation zu finden, aus der so viele heute im Raum da sind und der wir aus den jüngeren Generationen dankbar sind. Diese Generation hat es vermocht, Griechenland und seine Verhältnisse hinter sich zu lassen, um hier in Deutschland aus wenig sehr viel zu machen. Für mich ist diese Generation die Generation des Mutes.

Copyright: Maria Tramountani und Kostas Kosmidis